

Abschiedsworte an die Abiturienten

(gesprochen bei den Entlassungsfeiern von dem Direktor).

I.

(am 22. September 1906.)

»Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.«
Theodor Fontane.

In den Frühlingstagen dieses Jahres hielt ich mich für kurze Zeit in Erlangen auf, in der stillen, kleinen, bayrischen Universitätsstadt nahe dem geräuschvollen, gewaltig aufstrebenden, industriereichen Nürnberg. Als ich die Strassen und Gassen durchschritt, wurde durch Gedenktafeln an den Häusern in mir die Gestalt so manchen Mannes der Wissenschaft und Dichtkunst lebendig, der in Erlangen geboren war oder längere Zeit sich dort aufgehalten hatte. An Joh. Gottlieb Fichte dachte ich und an Fr. Willh. Joseph v. Schelling, die Sterne am Himmel der deutschen Philosophie, an den Chemiker Justus v. Liebig, an den Physiker Simon und den Mathematiker Martin Ohm, an die Philologen Döderlein und Nägelsbach, an die Dichter Friedrich Rückert und August Graf v. Platen-Hallermund. Eine Gedächtnistafel aber lenkte meinen Sinn von dieser Gesellschaft erlauchter Geister in andere Kreise. Sie trug den Namen Johann Philipp Palm, des Buchhändlers aus Nürnberg, der am 26. August 1806 auf Befehl Napoleons zu Braunau standrechtlich erschossen worden ist. Standrechtlich, nachdem die Schergen des Allgewaltigen über ihn zu Gericht gesessen hatten, widerrechtlich, weil nach dem Willen ihres Herrn das Urteil dieses Gerichtes feststand, ehe noch die Verhandlung begonnen hatte.

Palm ist gefallen als ein Opfer der französischen Gewaltherrschaft, als ein Opfer ihrer feigen Angst und ihres schlechten Gewissens. Wessen aber klagte man den Mann an? Im Jahre 1806 war ohne Nennung des Verfassers ein Buch erschienen, ein dünnes Heft, »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« betitelt.¹⁾ Und dieses Büchlein erregte des Kaisers Zorn und seine Furcht. Auf reicher Erfahrung und gründlichen Kenntnissen beruhend griff es schonungslos das ganze damalige politische System Europas an und enthüllte die zukünftigen Absichten des Kaisers. Vor allem sein Verhalten gegen England, dessen schonungslose Schärfe wenige Monate später offenbar wurde, war hier schon richtig vorausgesagt. Durch die rücksichtslose Aufdeckung dieser weltumfassenden Pläne mussten in Frankreich Bedenken und Sorgen geweckt werden. Aber auch in den Gemütern der Unterdrückten musste das Buch zünden. Auf Kosten der »Verbündeten« war Napoleon bestrebt, die wirtschaftlichen Kreise Frankreichs zu schonen. Er war in Furcht, dass er dadurch, durch das Gefühl der Unerträglichkeit der Lage, bei den Besiegten Kräfte wecken könnte, die den seinen gewachsen wären. Und gerade solche Schriften, die sich an das Volk, an den Bürger und den Landmann, wendeten, schienen dazu geeignet. Er gab strengste Anweisung, die Verbreitung des Buches zu verhindern, er ordnete im vornherein die Todesstrafe für diejenigen an, die sich mit dem Vertriebe befasst hätten. »Es ist mein Wille«, schrieb er an den Marschall Berthier, »dass sie vor ein Kriegsgericht gezogen und in 24 Stunden erschossen werden. Es ist kein gewöhnliches Verbrechen, wenn man in den Orten, wo sich die französischen Armeen befinden, Schmähschriften verbreitet, um die Einwohner gegen sie aufzubringen; das ist ein Verbrechen des Hochverrats.«²⁾

Gegen den Befehl gab es keinen Widerspruch. Es war festgestellt, dass Palm die Schrift verbreitet hatte. So suchte man seiner habhaft zu werden, der sich in Nürnberg bei den Seinen verborgen hielt. Mit List und Tücke gelang es. Ein kleiner Junge kam mit einem Empfehlungsbrief angesehener Bürger und bat für eine arme Soldatenwitwe um ein Almosen. Dadurch liess der Ahnungslose sich aus seinem Versteck herauslocken. Kaum hatte der Knabe sich entfernt, so erschienen französische Gendarmen, die ihn abgeschickt hatten, und nahmen Palm fest.

¹⁾ Neugedruckt und eingeleitet von Rich. Graf Du Moulin-Eckart. Stuttgart 1906. Fritz Lehmann.

²⁾ a. a. O. S. XXXVIII.

Er starb wie ein Held, unzugänglich allen Beschwörungen der Seinen, den Verfasser des Buches zu nennen, da er ihn, der Frau und Kinder habe, nicht in das Verderben stürzen dürfe. Wer es gewesen, das ist bis heute unaufgeklärt geblieben. Der Tote hat das Geheimnis mit in sein Grab genommen.

Die Tat weckte im Süden Deutschlands einen Schrei der Entrüstung und des Entsetzens. Napoleon musste erkennen, dass sie ihm den letzten Rest von Sympathie geraubt hatte, dessen er sich noch hatte rühmen können. Ueber sie schreibt der Engländer Carlyle: »Ungerechtigkeit macht sich selbst mit furchtbarem Zinseszins bezahlt. Ich bin nicht sicher, ob es nicht günstiger für Napoleon gewesen wäre, wenn er seinen besten Artillerie-Park verloren hätte oder wenn sein bestes Regiment im Meere ertrunken wäre, als dass er den armen deutschen Buchhändler Palm erschossen liess! Es war das eine handgreiflich tyrannische, mörderische Ungerechtigkeit, die kein Mensch, wenn er sie auch zolldick übertünchen wollte, zu beschönigen vermöchte. Sie brannte sich tief in die Herzen der Menschen ein, sie und ähnliche Handlungen; ein unterdrücktes Feuer sprühte in den Augen der Menschen, wenn sie daran dachten, und sie warteten auf ihren Tag! Und dieser Tag kam: Deutschland erhob sich rings um ihn.«¹⁾ —

Ich habe Sie, die Sie heute die Schule verlassen, und alle Ihre Mitschüler auf dieses Ereignis hingewiesen, das nur um wenige Tage mehr als hundert Jahre hinter uns liegt. Das Jahr 1806, es heisst ja wohl das Jahr der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes. Sie wissen nun, woher zuerst diese Bezeichnung stammt. Von dem Titel eines kleinen Buches ist sie übergegangen auf die ganze Zeit. »Deutschland erhob sich rings um ihn« sagt Carlyle. Wohl wahr, aber es verging noch manches Jahr, bis es soweit kam. Kurze Zeit noch, und am 14. Oktober wird an der Stelle, wo vor hundert Jahren Preussens Armee unter dem Ansturm der Franzosen und ihrer Verbündeten dahinsank, eine Feier stattfinden, gleich ehrenvoll für die Feienden wie für die Gefeierten. Auf den Friedhöfen vonierzehnheiligen und Hassenhausen werden die Grabdenkmäler enthüllt werden für die Gefallenen von Jena und Auerstedt. Es gilt, Anerkennung zu zollen der Treue und Hingebung, mit der die Toten gekämpft haben und gefallen sind, ohne dass des Sieges Lorbeer ihre Aufopferung lohnte, es gilt für die Lebenden, mit dieser ernsten Feier eine Stunde der Selbstbesinnung und der Selbstprüfung zu verbinden. Man hat Schmach und Schande gehäuft auf die Armee von 1806, man hat vor allem ihre Führer der Unfähigkeit, der Feigheit und der Pflichtvergessenheit beschuldigt. Von zuverlässigster Stelle, vom Grossen Generalstabe der Armee²⁾ und von einem ihrer hervorragendsten Führer,³⁾ ist in neuester Zeit überzeugend nachgewiesen worden, wie übertrieben und wie wenig gerechtfertigt diese Vorwürfe sind. Auf einer Bronzeplatte, die sich im Unterbau des Denkmals auf der Rückseite befindet, wird uns berichtet: »Von den Offizieren, die in den Schlachten von Jena und Auerstedt kämpften, starben in den Jahren 1809, 1813—1815 Einhunderteinundachtzig.« »Es galt« sagt dazu ein hoher Offizier,⁴⁾ dessen Bericht ich dies entnehme, »eine Ehrenpflicht gegen die unglücklichen Kämpfer dieser Schlachten zu erfüllen, auf dass hinfort jeder wisse, in welchem Umfange sie noch die Sühne für die Niederlage mit ihrem Blut erstritten haben. Schmerzlich ist der Verzicht auf eine gleichartige Angabe hinsichtlich der Mannschaft, aber Gott allein kennt deren Zahl.«

Jedes der Denkmäler wird aus einem, einen mehrfach abgestuften Unterbau überragenden Kreuz bestehen. Und auf dessen Armen wird nach einer persönlichen Bestimmung unseres Kaisers die Mahnung stehen:

»Vergiss die treuen Toten nicht!«

Das ist die Absicht! Anerkennung, Dank, Gedächtnis für die Treue, die sich in der Hingebung mit dem Leben bewährt hat. Treffend äussert sich dazu jener selbe hohe Offizier: »Schärfer liess sich der Zweck der Denkmäler nicht kennzeichnen. Nimmermehr darf es deutsche Art sein, den Wert der mit dem Tode besiegelten Treue am Erfolge zu messen, heilig ist sie allerwegen, im Glück wie im Unglück!«

Ja, jene Toten haben Treue gehalten, Treue hielt auch der, der wenige Wochen früher unter den Kugeln seiner Richter in Braunau verblutete, hielt auch Philipp Palm.

Wenn Sie nun bald, auf der Hochschule oder an andrer Stelle, in festesfroher Stunde, im Kreise vertrauter Genossen das Weihelied anstimmen werden, das Ernst Moritz Arndt uns schenkte:

¹⁾ Carlyle, Helden und Heldenverehrung. Halle a. S. Hendel. S. 287.

²⁾ 1806. Das Preussische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegereignisse. Hrsgb vom Grossen Generalstab. F. S. Mittler & Sohn.

³⁾ C. Frhr. v. d. Goltz, Von Rössbach bis Jena und Auerstedt. Ebenda.

⁴⁾ Generalmajor z. D. Kühhard v. Schmidt im Militär-Wochenblatt No. 102, vom 18. August 1906, S. 2328 ff.

»Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt«,
dann werden Sie auch singen:

»Deutsche Frauen, Deutsche Treue, Deutscher Wein und Deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten ihren alten guten Klang.«

Keine andere Eigenschaft Deutschen Wesens wusste den Dichter an die erste Stelle zu setzen als Deutsche Treue. Und die Treue haben unsere Dichter gerühmt und besungen durch die Jahrhunderte der Entwicklung unseres Volkes, von den fernen Zeiten her, da es zuerst auf den Schauplatz der Geschichte trat, bis zur Gegenwart, zu der grossen Zeit erneuter nationaler Einigung. Treue, Treue in jeder Hinsicht, Mannentreue gegen den angestammten oder erwählten Führer und Fürsten, Treue des Fürsten gegen sein Volk, Gattentreue und Elterntreue, Treue im Umgang und Verkehr mit Freund und Feind, des Rühmens und Lobens ist kein Ende. Und gottlob, zahlreich sind auch die Bezeugungen von Treue, von Verlässlichkeit und Anhänglichkeit, die die Geschichte der Deutschen Stämme überliefert.

Ich denke an die bekannte Ballade Theodor Fontanes, in der er den gealterten Archibald Douglas, den König Jakob von England geächtet hat, weil seine Brüder gegen ihn sich empörten, um Gnade bitten lässt, in der er den Greis uns zeigt, wie er Schritt zu halten sucht mit dem dahinsprengenden Ross des Königs und fleht:

»Nur lass' mich atmen wieder aufs Neu
Die Luft im Vaterland.
Und willst Du nicht, so hab einen Mut
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und lass mich sterben hier.«

Aber der König, der vorher schroff den Bittenden zurückgewiesen, den kein Erinnern an die Jugendzeit rühren konnte, der wird anderen Sinnes, als diese Worte sein Ohr treffen. Den alten Diener nimmt er zu Gnaden an, er setzt in seine alten Ehren ihn wieder ein, sein Tun begründet er mit den Worten:

»Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.«

Das ist das Wort, das ich nach meiner Gewohnheit Ihnen mitgeben möchte auf den Lebensweg, der Sie nun aus unserer Nähe fortführt in die weite Welt. Zarte und doch starke, geheimnisvolle Fäden sind es, die den Menschen mit der Stelle verknüpfen, die seine Heimat heisst, mit der Stelle, wo er das Licht der Welt erblickte, wo er aus der dumpfen Unbewusstheit der Säuglingszeit zum fröhlichen Kind erwuchs, wo er in kräftigem Regen seines Körpers und seines Geistes Wachstum erfuhr, wo die Liebe und Sorge seiner Eltern ihm die Wege der Entwicklung ebnete, wo Jugendfreundschaft und gleichartiges Streben ihm die Gegenwart verschönte und die Zukunft rosig malte. Das Beste, das Eigenartigste, was im Menschen ist, das ist in den Tagen der Jugend, in den Tagen, da er in seiner Heimat weilte, in ihm angelegt worden, wenn auch vielleicht erst die Fremde, die grösseren Verhältnisse, in die er später trat, es entwickelten. Liebe zur Heimat hegen, das ist also nichts anderes als Festhalten an dem, was die Jugendzeit in uns gepflanzt hat, den Entwicklungsgang, den wir genommen haben, als ununterbrochen erkennen. Wer im Leben sich einmal vor die Notwendigkeit gestellt findet, mit seiner Vergangenheit zu brechen, die Grundlagen seines Seins neu zu legen, der kann diese Aufgabe niemals lösen, ohne dass aus ihr sich schmerzliche Kämpfe der Lostrennung ergeben. Glücklich, wem das Schicksal dies erspart, wem es gelingt, was anfangs ihm von aussen überliefert, anerzogen ist, später selbständig als das rechte zu erkennen und sich innerlich anzueignen. Jener erste verliert gar leicht den Zusammenhang mit dem Ursprung seines Lebens, der andere wird immer tiefer den Wert empfinden, den das von ihm Empfangene für ihn hat. Der erste wird oft zu jenen gehören, die in fremdem Land, in fremden Sitten und fremden Anschauungen der Heimat vergessen, dem anderen wird aus der klaren Einsicht und der deutlichen Empfindung der starke Baum der Treue erwachsen, die ihn mit seinem Volk verknüpft. Möchten Sie, meine lieben Schüler, zu den letzteren gehören, möchten Sie in stetiger Fortentwicklung gern und dankbar der Quellen eingedenk sein, aus denen Ihre Eigenart sich genährt hat, des Elternhauses, der Schule, des Volkes, dem Sie angehören, möchten Sie allezeit bereit sein, für die höheren Mächte, unter denen Ihr Einzelleben steht, Ihre Kräfte und Ihre Existenz einzusetzen.

(am 12. März 1907).

„Labor ipse voluptas“.

Die Stunde der Trennung, meine lieben Freunde, die wir heute hier verleben, mag unsere Gedanken noch einmal hinlenken auf die Hauptaufgabe, der der Aufenthalt an dieser Stätte gewidmet war. Es wird nicht schwer sein, sie anzugeben. Sie sollten hier arbeiten, wenigstens sollten Sie arbeiten lernen. Sie haben diese Aufgabe ja auch erfüllt, nicht jeder in gleichem Maasse, der einzelne nicht immer gleich befriedigend, aber doch alle schliesslich so, dass heute diese Abschiedsstunde Ihnen schlagen darf. Sie werden sich ja auch Alle darüber klar sein, dass auch weiterhin auf Ihres Lebens Bahn die Arbeit sie begleiten wird. Wie Sie das heutige Ziel durch Arbeit erreicht haben, so werden Sie auch den späteren, die jetzt noch in der Ferne verschwommen und unklar Ihnen winken, nur durch Ihre Arbeit sich nähern können. Das ist ein Gedanke, dem Sie sich vielleicht nicht ohne einem gewissen Unmut hingeben. Sie wünschen wohl, für eine Weile, für immer gar der Arbeit überhoben zu sein, mühelos den Genüssen des Lebens sich hingeben zu können. Sie haben ja gelegentlich an sich selbst erfahren, dass Sie nur widerstrebend die Arbeit geleistet haben, die von Ihnen verlangt wurde, dass Sie sich ihr zu entziehen suchten, wo die Gelegenheit dazu sich bot. Arbeit! Ein hartes Wort, das nicht gerade lockend in Ihr Ohr tönt.

Vielleicht haben Sie auch recht mit dieser Auffassung. »Im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen«, der alte Fluch, der auf dem Menschengeschlechte ruht, seit seine Stammeltern durch eigene Schuld des Paradieses verlustig gingen, er kann von Ihnen wohl für Ihre Ansicht ins Gefecht geführt werden. Nicht minder auch der alte Homer mit seinem Wort:

»Der Vollendung stellten den Schweiss die unsterblichen Götter
Weise voran«.

Auch er scheint Arbeit, Anstrengung, Anspannung der Kräfte nicht gar hoch zu werten. Als etwas Unvermeidliches, als ein Mittel zu höherm Zweck wird die Arbeit hingestellt, um zu einem von ihr selbst verschiedenen, lohnenden Ziele zu gelangen. In der Tat ist ja wohl durch das ganze Altertum die Meinung verbreitet gewesen, Arbeit sei nicht die Sache des freien, des edelgeborenen Mannes, ihm komme es zu, ledig jeden Zwanges einzig seinen Neigungen zu leben. Auch von unseren Vorfahren erzählt ja der römische Geschichtsschreiber, der von ihrem Leben uns eingehende Nachricht gegeben hat, — erzählt Tacitus, dass sie die eigentlichen Arbeiten im Hause und auf dem Felde den Weibern und den Sklaven überlassen hätten.

Die Zeiten haben sich gewandelt!

»Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,«

singt der Dichter, den wir Deutschen zunächst am Herzen tragen.

Hier haben wir eine ganz andere Auffassung von der Bedeutung der Arbeit. Fern ist jede Beziehung auf den Fluch, der sie den Menschen auferlegt hätte, fern der Gedanke, als wäre sie das unbequeme, leider nicht zu umgehende Mittel, um zu dem sich durchzuringen, was wahrhaft wertvoll und erstrebenswert im Leben ist. Den Stolz auf die Arbeit, die Erkenntnis ihres selbständigen Wertes spricht das Dichterwort aus. Und gewiss in Übereinstimmung mit den Anschauungen der Gegenwart! Nennt man doch unsere Zeit das Zeitalter der Arbeit, und grenzt man doch durch diese Bezeichnung die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit ab gegen frühere Epochen der geschichtlichen Entwicklung, denen dieses Merkmal also weniger zu eigen gewesen wäre.

Doch möchte ich Ihre Gedanken noch auf einen anderen Ausspruch hinlenken, der die Bedeutung der Arbeit vielleicht noch tiefer, noch einleuchtender, noch von einer andern Seite uns darstellen könnte. »Labor ipse voluptas«. Wollen Sie das übersetzen, so kämen Sie wohl zunächst, nach der Ihnen bekannten Bedeutung der Worte, zu dem Satze: »Die Arbeit ist selbst ein Vergnügen«. Den Sinn des Wortes hätten Sie damit freilich nicht getroffen, und wir müssen schon ein wenig weiter nachdenken. Das Wort »voluptas« hängt doch mit dem Stamm von volo, velle zusammen, es bedeutet also einen Zustand, der dem

Willen gemäss ist, und den eigentlichen Sinn des Satzes könnte man vielleicht in den Worten wiedergeben: »Tätigkeit an sich ist das Naturgemässe«.

Aber damit wird doch wohl die Bedeutung verschoben. Tätigkeit ist etwas anderes als Arbeit, — das Naturgemässe, sollte es auch immer angenehm, ein Vergnügen sein? Wenn Sie freilich überlegen, was im Verlaufe der Unterweisungen auf unserer Anstalt Ihnen als das unterscheidende Merkmal des Lebendigen zur Erkenntnis gebracht worden ist, so werden Sie zugeben, dass Bewegungsfähigkeit, Bewegungsdrang, Bewegungslust das lebende Wesen kennzeichnet. Gewiss ist ja dieser Bewegungsdrang in der Tierwelt auf das engste verknüpft mit dem Lebenstrieb, mit dem Drange nach Selbsterhaltung. Nahrung zu suchen durchstreift das Raubtier die Gefilde und die Wälder, Nahrung zu suchen durchzieht der Vogel, durchzieht das Insekt die Lüfte, sein Leben vor Vernichtung zu wahren enteilt ein jedes dem gefahrdrohenden Aufenthaltorte. Nicht anders wie bei dem hochorganisierten Tiere verhält es sich bei den niedrigsten Gebilden. Der Nahrungstrieb ist mit dem Bewegungsdrange verbunden, auch wo die Moneve ihre Protoplasmafäden um die Stoffe sich verschlingen lässt, die sie sich einzuverleiben anschickt.

So sehr auch immer das Bewusstsein unserer geistigen Existenz, die Ueberzeugung, dass wir einem übersinnlichen Reiche des Seins angehören, uns dazu führt, zwischen dem Menschen und der übrigen organischen Welt eine Scheidung anzunehmen, — dass dieses Höhere in uns untrennbar verknüpft ist mit einer leiblichen Organisation, die der tierischen fast in allen Stücken analog ist, lässt sich doch nicht wegstreiten. Wir müssen uns damit abfinden, — wir dürfen freilich nicht, wollen wir nicht des Köstlichsten uns berauben, was wir besitzen, durch diese Analogie uns dazu verleiten lassen, in dem, was wir mit dem Tiere gemeinsam haben, die Eigenart unseres Wesens zu erblicken. Alles das, was in uns an die Tierwelt erinnert, muss menschlich, muss der höheren Einsicht, dem geläuterten Willen entsprechend modifiziert werden.

Auch der Mensch ist bewegungslustig, auch ihn treibt Hunger und Furcht seine Glieder zu regen. Wir bemerken es schon in der jüngsten Jugend des Kindes, wie der Zwang zur Ruhe ihm zuwider ist, wie es sich ihm zu entziehen sucht, um frei und ziellos im Spiele seinem Triebe nachzugeben. Und wie eilt es der Stelle zu, wo die Nahrung ihm bereitet ist, wie flüchtet es in den Schutz der elterlichen Arme, wenn eine unbekannte Erscheinung ihm Gefahr zu drohen scheint. Aber das Erstarken der geistigen und sittlichen Kräfte ändert viel an diesen Lebensäusserungen. Aus dem oft unregelmässigen, ziellosen Spiele wird allmählich die Beschäftigung in Schule und Haus, aus dem instinktiven Begehren nach Nahrung die Gewöhnung an feste Mahlzeiten, — mit einsichtiger Ueberlegung lernt das Kind die Gelegenheiten vermeiden, die in seiner Umgebung ihm Schaden bringen könnten.

Aus dem Kinde erwächst der Mann, jenem überlegen durch die Reife des Verstandes und durch die Stetigkeit des Willens. Erloschen ist jetzt die Neigung zum Spiel, jedenfalls stark zurückgedrängt durch das Bestreben, die in den Jugendjahren erworbenen Fähigkeiten planmässig im Dienste der Gesamtheit zu verwenden, für sich selbst mit ihnen Unterhalt und Sicherung des Lebens zu gewinnen.

Wiederum kann man mir nun entgegenhalten, solche Art der Betätigung sei etwas anderes als die harte, gleichmässige, abwechslungslose Arbeit des Alltags, von der man doch nicht sagen könne, dass sie der menschlichen Natur entspricht, noch weniger, dass Befriedigung und Freude aus ihr fliessen. Und trotzdem ist es so. Wir müssen nur aus der Arbeit eine Betätigung, nämlich eine freie Betätigung unseres sittlichen Willens machen, dann entspringt aus ihr schon ein unversiegliches Quell der Freude und der Zufriedenheit.

Zugleich mit ihrem Abgang von der Schule sehen Sie sich ja vor die ernste Frage gestellt, welchem Lebensberufe Sie sich zuwenden wollen. Sie haben alle eine Wahl getroffen, und bei dieser Wahl haben Sie die Gelegenheit gehabt, ihre Neigungen, die Stärken und Schwächen Ihrer Persönlichkeit in die Wagschale zu werfen. Es mag sein, dass sie nicht ausschliesslich haben bestimmend sein können für Ihren Entschluss, dass die Rücksicht auf die materiellen und sozialen Verhältnisse Ihnen Beschränkungen auferlegt haben. Vielleicht, dass besondere Ungunst des Schicksals hier und da nötigt, gegen Wunsch und Begabung einen Beruf zu ergreifen. Wie es aber auch sei, Sie haben sich entschlossen, Sie haben eine Wahl getroffen, Sie haben einen sittlichen Willensakt vollzogen. Die Arbeit, die Sie so auf sich genommen haben, zu der stehen Sie damit in einem neuen Verhältnis, Sie haben sie gewissermassen zu einem Teile Ihres Selbst gemacht, Sie haben sie in Ihr Leben aufgenommen, Sie haben ihr Ihre Natur, sie dieser angepasst.

Von nun an ist Ihre Arbeit wirklich Ihre Lebensbetätigung, nicht mehr etwas fremdes, aufgezwungenes,

sondern etwas, was aus Ihnen selbst hervorgeht. Damit aber muss sie aufhören als lästig empfunden zu werden. Und das geschieht gewiss, je mehr Sie diesen Gedanken, dass Sie durch eigenen Entschluss sie auf sich genommen, dass Sie zu ihrer Tätigkeit in einem sittlichen Verhältnisse stehen, in sich erstarken lassen und lebendig erhalten. Zwischen dieser Ihrer Arbeit und Ihrer Willensrichtung wird dann eine Angleichung stattfinden, die Ihnen immer mehr Ihr Tun in Uebereinstimmung mit Ihrem Sein wird erscheinen lassen. »Wehe dem, der nicht zu seiner Pflicht sagen kann, ich habe Dich lieb.«^{*)}

Vom Bewegungsdrang des Tieres sprach ich oben, der aufs engste verknüpft sei mit den Instinkten der Nahrungsaufnahme und der Lebenserhaltung. Nun, wir Menschen alle, die wir arbeiten, — so wenig unserer Arbeit Bestimmung aufgehen soll in der Erfüllung dieses Zweckes, wir sind stolz darauf, dass wir durch unsere Arbeit uns die Grundlagen unseres Lebens bereiten. Als ich vor beinahe einem Jahre an dieser Stelle den ältesten Ihrer Lehrer, der nach jahrzehntelanger Tätigkeit in den Ruhestand sich zurückziehen wollte, unser aller Dank aussprach, da konnte ich, seiner Jahre Zahl und seines Lebens Mühe bedenkend, nur das eine Wort, das Wort des Psalmisten ihm zurufen: »Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.« An dieses Wort möchte ich auch Sie erinnern, und an den würdigen Mann, zu dem ich es damals gesprochen, um Ihnen nahezuführen, wie des Lebens Arbeit und Mühe auch dadurch als zu ihm gehörig erwiesen wird, dass das Leben selbst durch sie erhalten bleibt. Hierzu noch etwas Anderes.

Der Tag heute, an dem ich Sie aus dem Verbanne unserer Anstalt entlasse, liegt zwei anderen nahe, die für uns Deutsche von Bedeutung sind, dem 22. März, an dem vor nunmehr 110 Jahren unseres Reiches Neubegründer, der unvergessliche Kaiser Wilhelm, das Licht der Welt erblickte, und dem 9. März, an dem er nach arbeitsreichem Leben hochbetagt als neunzigjähriger Greis aus dem Leben schied. Zweier anderer Männer möchte ich zu gleicher Zeit gedenken. Hundert Jahre waren es vor wenigen Monaten, dass Ludwig Wiese geboren wurde, dem das höhere Schulwesen unseres engeren Vaterlandes, dem besonders die Realanstalten zu hohem Dank verpflichtet sind, weil er zuerst ihnen ein sicheres Gefüge und einen festen Platz neben den Gymnasien gegeben hat. Andererseits wird man gegen das Ende des Jahres 1907 die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Traugott Kützing feiern können, dessen Leben der Wissenschaft ebenso wie der Schule, und zwar gerade unserer Schule gewidmet war. Und diesen Männern allen, so verschieden auch ihr Lebensweg gewesen, sind gemeinsam die bedingungslose Hingabe an die Arbeit, das restlose Aufgehen und die Befriedigung in der durch ihre Stellung ihnen zugewiesenen Tätigkeit, das Durchdrungensein mit dem Bewusstsein sittlicher Verpflichtung. Unermüdlich sind sie tätig gewesen. Aus des Fürsten Munde, der schon im Tode erbleichen wollte, stammt ja das Wort: »Ich habe keine Zeit müde zu sein«.

Und was dem oberflächlich Urteilenden als Last und Mühe in ihrem Leben erscheinen mag, es muss für sie selbst doch eine andere Bedeutung gehabt haben. Hätte sonst ihr Leben sich weit hinaus erstrecken können über die Grenzen der Jahre, die für gewöhnlich dem Menschen beschieden sind? Starb Kaiser Wilhelm mit neunzig Jahren, so ist Wiese mit 93, Kützing mit 86 Jahren aus dem Leben geschieden. So möchte ich sie alle drei als Zeugen nehmen für die Wahrheit des Satzes in der Deutung, die ich ihm gegeben,

»labor ispe voluptas«.

Gerade das Tätigsein entspricht unserer Natur.

*) A. v. Gleicher: »Russwurm, Bildungsfragen der Gegenwart.«